

Ich war vorgewarnt. Alle, denen ich von meiner seit Langem geplanten Reise ans Nordkap erzählte, schauten mich ungläubig an und wollten mir die Sache ausreden, Frauen mehr noch als Männer. Mit einer Ausnahme: Mein Schriftstellerfreund Hans Joachim Schädlich riet mir, ökologische und feministische Bedenken zu ignorieren und die Kreuzfahrt anzutreten. Vor Jahren war er auf der „Queen Mary II“ nach New York gereist, ein Erlebnis, das er nicht missen möchte und in einem seiner Bücher beschreibt.

Ähnlich wie die Kreuzzüge des Mittelalters haben Kreuzfahrten ein negatives Image, selbst wenn sie, wie die Reederei verspricht, CO₂ einsparen und glutenfreies Essen anbieten. Schon ihre schiefe Größe macht die Ozeanriesen verdächtig: Auf

stücksbüffets an streunende Hunde verteilt, wollte David Foster Wallace die Haie füttern, doch die Essensreste zerstäubten im Wind – nur Möwen hätten sie aufschnapfen können. Die Geschichte hatte ein Nachspiel, als der Romancier Jonathan Franzen nach dem Tod seines Freundes, wie von diesem testamentarisch verfügt, dessen Asche auf der Robinson-Insel Juan Fernández verstreuen wollte: „Am Ende der Klettertour gelangte ich zu zwei Felsbuckeln, die eine Art Altar formten ... Ich öffnete den Behälter mit seiner Asche und warf sie hoch in den Wind. Graue Knochen splitter trudelten auf den Abhang unter mir, aber die Asche wurde vom Wind erfasst und verschwand im Himmelsgewölbe, weit fort geblasen über den Ozean. Ich kehrte um und suchte Zuflucht in einer Felsnische, weil der Sturm das

Nett, aber nichts für mich

Brief an den Kreuzfahrerkollegen
David Foster Wallace

Von Hans Christoph Buch

sechzehn übereinandergetürmten Decks sind 3500 Passagiere einquartiert, betreut von halb so vielen Stewards, Matrosen und Offizieren, durch Epauletten und Bärte unterscheidbar von der glatt-rasierten Crew, die aus aller Herren Länder kommt, von Nigeria bis zu den Philippinen.

Die Rede ist von dem 140.000-Tonnen-Schiff „SMS Exquisa“ – es heißt nicht wirklich so, doch wie schon der Kollege David Foster Wallace in seinem 1997 erschienenen Essay „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“ habe auch ich den Namen des Kreuzfahrtschiffs geändert, mit dem ich unterwegs war. Aber keine Sorge, dies ist keine soziale Anklage gegen das Kreuzfahrt-Business, auch nicht das Gegenteil, ein Hochglanzprospekt, der mit Fjordansichten und Frühbucherrabatten wirbt. Auch Eisbären, denen das Eis unter den Pfoten schmilzt, kommen in diesem Text nicht zu Wort.

In seinem Essay verglich Foster Wallace, damals ein aufstrebender Stern der amerikanischen Literatur, das Kreuzfahrtschiff, auf dem er reiste, mit einer Hochzeitstorte. Ein treffender Vergleich, außer dass die Torte zwar Mafia-Killer, aber keine Passagiere verbrag und dass in ihrem Inneren kein Lift hoch- und runterfuhr. Das Sahnehäubchen auf der „SMS Exquisa“ ist eine Gipskopie der Siegesgöttin Nike am Weg zum Platinium-Deck, einem Auditorium, wo man das Anlegen der Schwimmwesten probt. Das Schiff vereint die Weltwunder der Antike: Turm zu Babel, Koloss von Rhodos und Leuchtturm von Alexandria, einschließlich der hängenden Gärten der Semiramis, die hier Lounges heißen. Und wie beim Turmbau herrscht babylonische Sprachverwirrung mit Pidgin English als Lingua franca, die zur Verständigung zwischen Deutschen, Italienern und Spaniern sowie zur Kommunikation mit dem Bordpersonal dient.

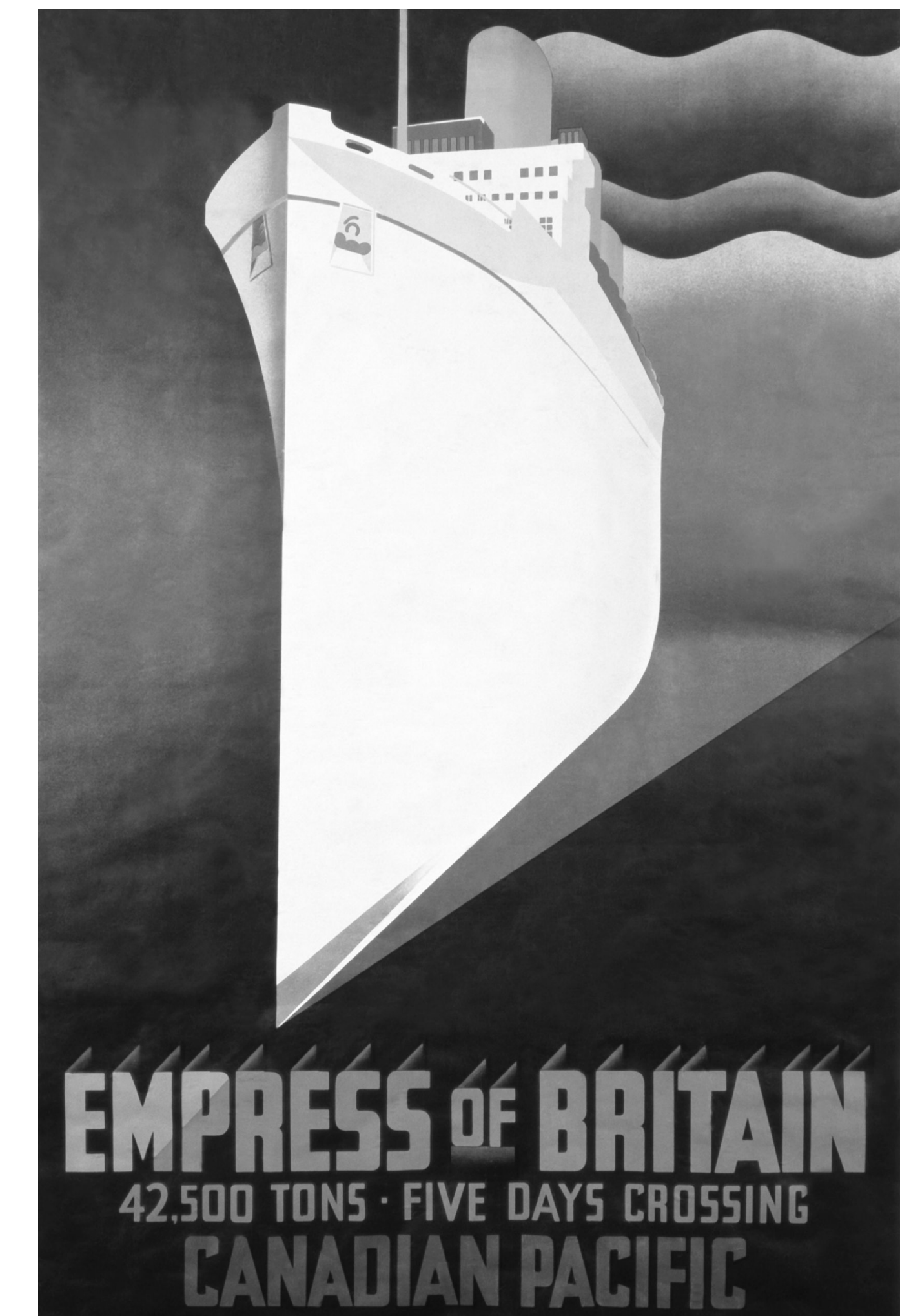
Vom Pool-Deck seines Schiffs – der griechische Kapitän hatte ihm das Betreten der Kommando- brücke untersagt – hielt David Foster Wallace vergeblich Ausschau nach das Meer zerfurchenden Dreiecksflossen. So wie die „Spiegel“-Reporterin Marie Luise Scherer in Havanna Reste des Früh-

Zelt zerstört hatte. Mein Zorn war verfliegen, ich war todmüde und hatte die Insel satt.“

Ich habe Sie nicht persönlich gekannt, lieber David Foster Wallace. In den Achtzigerjahren, als Susan Sontag und der New Yorker PEN zur Anlaufstelle für Dissidenten wurden, haben Sie in Amherst studiert, wo ich auf Einladung von Joseph Brodsky einen Vortrag hielt, und 2008 haben Sie Ihrem Leben ein Ende gesetzt: Ich vermeide das Wort Selbstmord und spreche lieber von Suizid. In Ihrem Wikipedia-Eintrag ist von unheilbarer Depression die Rede – was immer sich dahinter verbirgt: Liebeskummer, Drogen oder Alkohol. Im Gespräch mit Goethe kritisierte Napoleon Werthers Hinauswurf aus einer adligen Gesellschaft, weil der gekränkte Ehrgeiz Werthers Liebesleid abschwäche.

Damit sind wir wieder bei der Literatur, und ich muss gestehen, lieber David Foster Wallace, dass ich Ihr Werk kaal kenne, mit einer Ausnahme: eben den Essay über Ihre Karibikkreuzfahrt, ausgewachsen zu einem Buch, das ich an Bord der „SMS Exquisa“ fasziniert gelesen habe.

Bevor ich auf Ihren Text näher eingehe, ist zu betonen, dass wir nichts miteinander gemein haben außer der Tatsache, dass Landgänge mich weniger interessierten als das Geschehen an Bord – ein Mikrokosmos, der eigenen Gesetzen unterliegt. Der Atlantik sei eine viel befahrene Straße, schrieb Adelbert von Chamisso, und der Reisende habe, statt mit exotischer Ferne, vor allem mit seiner Koje zu tun. Doch als die „SMS Exquisa“ in Honningsvåg anlegte, konnte ich nicht widerstehen und bestieg einen Bus, der auf einer Serpentinstraße zum Nordkap fuhr. Dort wehte eisiger Wind; um nicht aus den Schuhen gefegt zu werden, lief ich, von Steinstaub gepiesackt, gebückt dagegen an. Von dem Schauer, der andere an solch einem symbolischen Ort befahl – et ego in Arcadia – habe ich wenig bis gar nichts gespürt. Aber aufs Schiff zurückgekehrt, war ich zu müde, um Rock 'n' Roll zu tanzen, ein Wettbewerb, den ein Rollstuhlfahrer für sich entschied. Am nächsten Abend fand ein Hippiefestival statt unter dem Motto „Love and Peace“, doch statt



Die „SMS Exquisa“ mit der unser Autor zum Nordkap unterwegs war, heißt in Wirklichkeit ganz anders. Die „RMS Empress of Britain“, die wir hier nach einem Werbepaket aus den Dreißigerjahren abbilden, befuhr damals für die Canadian Pacific Steamship Company den Nordatlantik.
Foto bpk

mich lustig zu machen über Senioren, die einst Blumenkinder waren, lobe ich lieber die Kinderbetreuung an Bord.

Während am Nordpolarmeere die Sonne nicht unterging, plätscherte ich im Jacuzzi und dachte darüber nach, warum Sie, David Foster Wallace, kein gutes Haar an Ihrer Karibikkreuzreise ließ. Das Schlüsselwort Ihres Texts heißt „pampern“, ein Verb, das es im Deutschen nicht gibt, obwohl wer Babys gewickelt hat, ein Lied davon singen kann. Ich würde eher von „bespaßen“ sprechen, ein relativ neues Wort, nicht von ungefähr erinnernd an Ihren berühmten Roman „Infinite Jest“, unendlicher Spaß, der laut „Time Magazine“ zu den hundert besten Büchern Amerikas zählt.

Mit „bespaßen“ sind nicht bloß Aerobic, Bowling, Tischfußball oder Tischtennis gemeint – nur Sackhüpfen und Toppschlagen fehlen. Die Infantilisierung an Bord ist mit Händen zu greifen, ihr

Ziel ist das Erzeugen von Abhängigkeit, die mit Markenartikeln wie Bacardi-Rum und Heineken-Bier eingeebnet wird. Das Spielcasino mit einarmigen Banditen hat rund um die Uhr geöffnet, und ein Werbeslogan lädt ein, einzutauchen in die Welt exquisiter Spirituosen mit Barzahlung an der Bar. Ich habe nie so viele Alkoholiker, Suchtraucher und Spielsüchtige an einem Ort versammelt gesehen, nicht zu vergessen Übergewichtige, die ihre Teller vollschauflern, als würden sie dafür bezahlt. Ob Magersucht oder Bulimie, Piña Colada oder Sex on the Beach – wie bei jeder Sucht hat die Mafia ihre Hand im Spiel, am einarmigen Banditen ebenso wie an der Cocktailbar. Der Kreuzfahrtrummel ist eine Geldwaschanlage – vielleicht kosten deshalb der Zutritt zur Bordwäscherei fünfzig und der Internetzugang fünfzehn Euro am Tag.

Die eigentliche Sucht aber ist das Kreuzfahrterlebnis, und diese Behauptung ist nicht zu weit

hergeholt. Wegen der Corona-Pandemie lagen die Vergnügungsdampfer still, und die Süchtigen litten an kaltem Entzug, denn wichtiger als das Ziel der Kreuzfahrt ist ihnen der Aufenthalt an Bord mit der Möglichkeit, ihre Sorgen an Land zurückzulassen. So besehen stimme ich David Foster Wallace zu mit einem Hinweis auf Henry Parland, den finno-schwedischen Dichter, der sieben Sprachen beherrschte und im Alter von nur zweiundzwanzig 1930 starb: „Das Gehirn, in das man Groschen für Groschen, Eindrücke steckt, weigert sich ... Man weiß nur noch, man hat sich amüsiert oder gelangweilt, die Rechnung belief sich auf soundsoviel, sonst aber gar nichts.“

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller. Zuletzt erschien „Nächtliche Geräusche im Dschungel – Postkoloniale Notizen“ (Transit Verlag).

François Ozons gerade in den deutschen Kinos laufender Film „Mein fabelhaftes Verbrechen“ heißt im Original lediglich „Mon Crime“, aber was könnte verheißungsvoller sein, als mit einem Wort mehr im deutschen Titel Assoziationen zum Riesenerfolg von Jean-Pierre Jeunets „Die fabelhafte Welt der Amélie“ aus dem Jahr 2001 zu wecken? Dabei spielt Ozons Handlung in den Dreißigerjahren – keine gute Epoche für smarte Frauen à la Amélie. Im Kino war das eher die große Zeit der *femmes fatales*.

Einer wie Odette Chaumette, jener alternden Stummfilmgröße, die im „Fabelhaften Verbrechen“ der ohnehin schon überdrehten Handlung nach einer Stunde noch einmal eine weitere Wendung gibt. Dargestellt wird dieser exaltierte Ex-Star von der derzeit größten Schauspielerin des französischen Kinos: Isabelle Huppert, die hier derart lustvoll gegen ihr sonst unterkühltes Image anspielt, dass sie sich sogar eine rote Lockenmähne verpassen ließ, als wollte sie keinen Zweifel daran lassen, alle Klischees einer bösen Hexe zu bieten. Die sich dann als gar nicht so böse erweist.

Isabelle Hupperts erster Auftritt erfolgt schon nach einer Minute, als das von Nadia Terezkiewicz dargestellte erfolglose Starlet Madeleine Verdier mit ihr auf dem Bürgersteig zusammenrumpelt. Bis auf einen empörten Blick der Chaumette bleibt das folgenlos, aber damit ist die erste Stunde später durch Hupperts zweiten Auftritt ausgespielte Wendung bereits eingeleitet. Und wir haben die auffällige rote Frisur im Kopf – Chaumette als Rollenname spielt auf „la chaume“ an, das Strohdach. Ozon ist ein Regisseur und Drehbuchautor, dem es um jede Kleinigkeit geht.

So dürfen wir auch aufmerken, wenn kurz vor dem Finale des Films Odette Chaumette noch einmal auf dem Bürgersteig unterwegs ist, diesmal selbst so hektisch, dass ihr eine entgegenkommende Frau mit zwei Dalmatinern an der Leine nur

 Retrospektive:
„101 Dalmatiner“

Lernen von Cruella

Derzeit spielt Isabelle Huppert mit Lust am Chargieren eine Mörderin. Ihr Vorbild dafür fand sie bei Disney.

knapp ausweichen kann. Dalmatiner haben in der Kinogeschichte nur einmal Furore gemacht: im Disney-Zeichentrickfilm „One Hundred and One Dalmatians“, der auch schon einen deutschen Verleihtitel verpasst bekam, der das Publikum an einen früheren Erfolg erinnern sollte: „Pongo und Perdita“ benutzte die Namen der beiden Hauptfiguren, eines Hundepaars, wie der sechs Jahre früher erschienene Disney-Film „Susi und Strolch“.



Eine haarige Persönlichkeit: Cruella de Vil in „101 Dalmatiner“

Foto ddp

Dass „101 Dalmatiner“, wie der Film mittlerweile auch in Deutschland seit seiner Videoveröffentlichung von 1996 heißt, im Gedächtnis bleibt, verdankt sich aber der Figur von Cruella de Vil, einer weiteren Frau mit sprechendem Namen. Disney hatte ein Händchen für Schurkinnen, seit die an Greta Garbos Aussehen geschulte böse Königin in „Schneewittchen“ 1937 die Zuschauer mehr fasziniert hatte als die – rollengerecht – blasse Titel-

heldin. Und 1959 wurde die böse Fee Maleficent zum eigentlichen Star der Disney-Dornröschen-Verfilmung – einem ambitionierten Projekt, das aber finanziell flopte. Der Folgefilm „One Hundred and One Dalmatians“ fiel bescheidener aus, aber einen populären Zug von „Dornröschen“ spielte man noch einmal aus: die *femme fatale*.

Und mehr als ähnlich, nämlich ganz so, wie die zackig gezeichnete Cruella de Vil exalziert-irritie-

rend in die harmonische Welt des frisch vermählten Londoner Ehepaars Roger und Anita und derer beider Hunde Pongo und Perdita einbricht, erfolgt auch bei Ozon Isabelle Hupperts Invasion in den trickreich erlangten bürgerlichen Wohlstand von Madeleine und ihrer Freundin Pauline (Rebecca Marder): die Gesten, die Bewegungen, die aufgerissenen Augen, der Spott über die Biederkeit – alles an Huppert ist Cruella de Vil. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, dass diese statt des flammend roten Haars der Chaumette einen jeweils häufig schwarz und weiß gefärbten Schopf hatte – die Vorliebe Cruellas für Schwarz-Weiß gibt das Movers ihres bösen Handelns ab –, wichtig ist jeweils die Betonung der exzentrischen Frisur als Charakteristikum einer Außenseiterin.

Cruella de Vil wurde dank ihrer Drastik zur Legende; kein Wunder, dass in der Realverfilmung der Animationsvorlage 1996 keine Geringere als Glenn Close diese Rolle übernahm. Und dann 2021 ein Spin-off folgte, das ganz Cruella de Vil gehörte. In „Cruella“ spielt mit Emma Stone ein weiterer Superstar die Superschurkin – hier als brave junge Frau, die dadurch traumatisiert wird, dass ihre Mutter durch Dalmatiner zu Tode gebracht wird. Man bekommt also die Vorgeschichte zum Geschehen von „101 Dalmatiner“ geboten.

Dass Ozon Disney-Fan ist, weiß man schon länger: Beim Produktionsdesign seines Films „Frantz“ (2016) hatte der Regisseur sich vorgestellt, er wäre „in einer Walt-Disney-Location“ gelandet. Und zu „Mein fabelhaftes Verbrechen“ gibt es fürs deutsche Publikum einen Werbevorfilm, in dem Ozon zusammen mit Terezkiewicz und Marder auftritt – ganz wie auch Disney im Vorfeld neuer Filme persönlich für sie im Fernsehen getrommelt hat. Dass Isabelle Huppert in dem Reklamefilmchen fehlt, ist nur konsequent. Dessen bewusst inszenierte Spießigkeit ist das Gegenteil von Odette Chaumette. Und von Cruella de Vil. ANDREAS PLATTHAUS